

Cornelia Krebs

Ute Bock

Die Geschichte einer
Flüchtlingshelferin

Mit Fotos von
Cornelia Krebs



molden verlag

Das Logo des Vereins
Flüchtlingsprojekt Ute Bock, das in der
Paginierung verwendet wurde, stammt
von Fritz Vesely & Brigitte Fröhlich.
Der Verlag dankt für die Abdruck-
genehmigung.

Impressum

ISBN 978-3-85485-268-1

styria
books

© 2010 by Molden Verlag
in der Verlagsgruppe Styria
GmbH & Co KG,
Wien · Graz · Klagenfurt
Alle Rechte vorbehalten

styriabooks.at
onlinebookshop

Lektorat: Helga Zoglmann

Cover- und Buchgestaltung:
Bruno Wegscheider

Reproduktion: Pixelstorm, Wien
Druck und Bindung:
CPI BOOKS Gmbh, Pohořelice

6	Ute Bock erzählt
8	Kapitel 1
20	Kapitel 2
29	Kapitel 3
37	Kapitel 4
51	Kapitel 5
62	Kapitel 6
74	Kapitel 7
87	Kapitel 8
101	Kapitel 9
117	Kapitel 10
131	Kapitel 11
144	Gespräche über Ute Bock
146	Hans Peter Haselsteiner
152	Fritz Hanek
164	Emmanuel
171	Tom-Dariusch Allahyari
181	Christian Herzog
188	Nachgedanke

Ute Bock erzählt



Kapitel 1



Ein regennasser Spätnachmittag im Mai. Im Vereinslokal von Ute Bock ist das Neonlicht an, wie an Sonnentagen auch. Die Jalousien vor den Fenstern des Büros sind immer zugezogen. Die meisten Mitarbeiter sind schon gegangen, der Zivildienstler ist noch da. Eine Katze schläft eingerollt auf einem abgewetzten Drehstuhl. An der Wand stapeln sich Schachteln und Plastiksäcke mit Kleidung und Spielzeug, auf dem Schreibtisch Stöße von Papier. Frau Bock kommt herein, mit finsterem Blick. 200 Euro hat ihr jemand heute entwendet. Das Geld lag in einem Kuvert unter einem Stapel von Post. Nicht zum ersten Mal, dass ihr so etwas passiert.

Wer sich mit Hunden ins Bett legt, soll sich nicht wundern, wenn er mit Flöhen aufsteht. Das hat mein Vater immer gesagt. Und recht hatte er. Wenn mir im Casino jemand etwas fladern würde, könnte einen das schon wundern. Aber in diesem Fall ärgere ich mich nur, dass ich nicht besser aufgepasst habe. So wie damals in der Zohmannsgasse, als mir einmal ein paar Hunderter abhanden kamen. Der Briefträger hatte sie gerade vorbeigebracht, sie stammten von irgendeinem Steuerausgleich. Wegen eines Tumults im Stiegenhaus ging ich kurz aus dem Büro, den Umschlag schob ich unter einen Ordner. Als ich zurückkam, war das Geld weg.

Ich arbeitete in einem Haus, in dem die Hälfte der Bewohner ständig irgendetwas mitgehen ließen, weil sie selber nichts hatten. Wie konnte mich der Vorfall erstaunen? Hätte ich die Scheine doch in die Handkassa gesperrt. Habe ich nicht getan, also war ich selber schuld, genauso wie heute. Ein Mensch, der alles besitzt und einen Diebstahl begeht, ist wohl nicht ganz bei-sammen. Wenn einer nichts hat und etwas nimmt, das ihm nicht gehört, ist das zwar nicht schön für den Bestohlenen, aber das Vergehen ist zumindest nachvollziehbar. Die Jugendlichen



in der Zohmanngasse kamen aus schlimmen Verhältnissen, waren arm und hatten zu Hause – sofern es überhaupt so etwas gab – nichts Gescheites gelernt. Wie hätten sie sich anders verhalten können?

Gewundert hab ich mich über solche Untaten nie, und ich bin auch nicht beleidigt, wenn mir jemand etwas antut. Ich weiß nicht, ob das immer schon so war, aber ich kränke mich einfach nicht. Mir ist so etwas egal. Trottel, denk ich mir höchstens, und sagt ihm vielleicht auch. Aber im Grunde kann es mich doch nicht wundern, wenn ein Trottel, von dem ich mir schon gedacht habe, dass er einer ist, sich dann auch wirklich als ein solcher herausstellt.

Als ich ein Kind war, hat mich mein Umfeld immer sekkert mit dem Satz: Ach, die Kleine hat ja schon so viel mitgemacht. Mir ist das auf die Nerven gegangen. Alle hatten viel mitgemacht damals, nach dem Krieg. Und mir haben die Menschen immer schon leid getan. Keine Ahnung, woher ich diesen Vogel habe. Von meinen Eltern jedenfalls nicht. Meine Mutter war eine beinharte Frau, die es im Leben selbst nicht leicht gehabt hatte. Als Deutsche galt sie reihum als böse und schuldig am Krieg. Sie hatte keine einzige Freundin in Österreich und ging auch nur selten aus dem Haus. Ihr Leben verbrachte sie ausschließlich innerhalb der Familie. Besuch galt als anstrengendes Unglück, vor allem mein Vater wurde in diesen seltenen Fällen immer recht grantig. Eine gute Mutter war sie, aber zugleich eine strenge und kaltschnäuzige Frau. Zum Glück, denn sonst hätte sie meinen Vater wohl kaum ertragen.

Ich hatte in der Volksschule eine Freundin, die immer von ihrer Großmutter zur Schule gebracht wurde. Ich hatte fast den gleichen Weg, und so gingen wir meist gemeinsam. Zu meinen eigenen Großmüttern hatte ich kaum einen Bezug, sie lebten

weit weg, und so schätzte ich die alte Dame. Sie mochte mich auch, weil ich immer nett, brav und freundlich war, im Gegensatz zu ihrer schlimmen, frechen Enkelin. Eines Tages wollte ich die beiden zu Hause besuchen, ich sollte ihnen bei irgendeiner Arbeit helfen. Doch ich hatte mich in der Zeit geirrt, war zu früh dran, und niemand war da. So machte ich mich auf den Weg zurück nach Hause, wo mir meine Mutter verbot, später noch einmal hinzugehen. „Wenn du nicht weißt, wie man sich etwas ausmacht, hast du eben Pech gehabt.“ Ich kränkte mich furchtbar und wusste nicht, was ich sagen sollte, als meine Freundin mich am nächsten Tag fragte, warum ich nicht aufgetaucht war. So war meine Mutter eben, konsequent bis ins Letzte.

Mein Vater war ein richtiger Narr. Als Spätgeborener immer kränklich, hatte er seine Volksschulbildung zu Hause genossen, seine Mutter hatte ihn selbst unterrichtet. Meine Großmutter war eine gebildete Frau, obwohl lediglich die Gattin eines Bundesbahners. Auch sonst wurde er ordentlich verhätschelt, seine Geschwister waren alle viel älter. Als er später in die Realschule kam, hatte er immer Vorzugszeugnisse. Er studierte im Eilzugtempo und begann bei der Firma Mayreder & Kraus in Linz zu arbeiten. 1945 schließlich wurden alle Einschlägigen rausgeschmissen, auch mein Vater war dabei. Er hatte ja immer sehr viel übrig gehabt für die Ideen der Nazis und war Mitglied in einer schlagenden Verbindung. Ich kann mich an unzählige Fotos bei uns zu Hause erinnern, wo sie alle aufgereiht dastanden, im Vordergrund halbnackte Männer, denen das Blut aus dem Gesicht rann. Ekelhaft. Im Kleiderschrank meiner Eltern lag, unerreichbar im obersten Regal, streng verboten für meine jüngeren Geschwister und mich, der Säbel.

Nach seinem Rauswurf arbeitete er zunächst in einem kleinen



Ingenieurbüro in Linz weiter, bevor wir schließlich 1949 nach Wien zogen, wo mein Vater sich selbständig machen wollte. Ab dann begann es, wirklich schrecklich zu werden mit ihm. Er kam beruflich nicht wirklich auf die Beine und war zu anständig, um jemanden um Hilfe anzureden. Um Geld fragt man nicht, das hat man, hat er immer gesagt. Meine Mutter musste gehen, um ausständige Rechnungen einzutreiben und um Vorschüsse zu bitten. Bei uns zu Hause wurde immer um Geld gestritten. Mein Vater warf meiner Mutter vor, sie würde zu viel ausgeben, sie wiederum beklagte, er würde ihr zu wenig geben. So ging das immer hin und her. Von Zeit zu Zeit drohte er damit, sich umzubringen.

Mein Vater war nicht gewalttätig im eigentlichen Sinn, aber vor seinem Geschrei fürchteten wir Kinder uns sehr. Wenn dicke Luft zu Hause war, trauten wir uns nicht einmal in den langgestreckten, dunklen Flur, an dessen Ende die Fetzen flogen.

Ich hatte eine Lehrerin, die Freude daran hatte, uns am Ende des Unterrichts in Reih und Glied stehen zu lassen. Wer am schönsten stand, durfte als erster gehen. Wenn ich erst spät an der Reihe war und nicht rechtzeitig zum Essen daheim war, gab es nichts mehr, nicht einmal ein Stück Brot. Wärest rechtzeitig gekommen, meinte mein Vater nur. Das Brot war streng eingeteilt, außerhalb der Essenszeiten bekam niemand etwas, da kannte er nichts. Besonders gerne hackte er auf meinem um drei Jahre jüngeren Bruder herum. Dass aus dem nie etwas Gescheites werden würde, dass er kein richtiger Bursch sei. Für meine Mutter und mich war er der Kleinste, den man vor diesen verbalen Übergriffen beschützen musste. Auch viele Jahre später tobte mein Vater und konnte es nicht lassen, ihn zu demütigen, als er untauglich für das Bundesheer geschrieben wurde, weil er Bluthochdruck hatte und daher für die Gebirgsjäger unbrauch-



bar war. Dazu sollte man erwähnen, dass mein Vater selbst nie beim Heer gedient hatte, denn für den Ersten Weltkrieg war er noch zu jung, und während des Zweiten arbeitete er in einem kriegswichtigen Unternehmen und blieb so vom Einsatz an der Front verschont.

Heute scheint mein Bruder genauso seltsam zu sein wie einst unser Vater. Er wohnt noch immer in der Wohnung, in der wir früher alle gelebt hatten, und ist einsam und krank. Er regt sich über alles auf, und Kinder haben ihn immer besonders gestört. Ich kann das nicht nachvollziehen, ich hatte nie Probleme mit Kindern. Vergangene Woche etwa hat ein Bub eine alte Plastikpuppe aus dem Büro mitgehen lassen, später hab ich seine Schwester damit auf der Stiege erwischt. Ich musste sie einfach ein bissl anlödeln und hab sie gefragt, warum sie denn ihren Bruder zum Stehlen schicke. Meine Güte, das ist eben ein Rotzlöffel, deswegen bin ich doch nicht beleidigt. Ich glaube, ich sehe das auch lockerer als viele meiner Mitarbeiter, die sich oft recht kränken, wenn sie Probleme mit Klienten haben.

Ich war kein schlimmes Kind. Zu Hause wusch und bügelte ich die Wäsche, nicht weil ich hätte müssen, sondern weil ich meine Mutter erfreuen wollte. Das gelang zwar nicht wirklich, weil sie nur meinte, ich solle bloß die Finger davon lassen, aber ich hab ihr trotzdem geholfen. Ich kann dieses Helfersyndrom eigentlich nur von der Schwester meines Großvaters mütterlicherseits geerbt haben. Sie wohnte nach dem Krieg in ihrem Elternhaus im ostdeutschen Gotha, in einer kleinen Mansardenwohnung. Unter ihr waren Ausgebombte einquartiert, die sich an der Ahnengalerie im Stiegenhaus erfreuen durften, denn meine Großtante war aus angesehenem, gutbürgerlichem Haus. Das nützte ihr in dieser Situation nur nicht viel, denn sie hatte nicht einmal eine Kochgelegenheit, ihr Essen bereitete sie sich mit

einem Teesieder zu. Jahre später fuhren meine Familie und ich einmal zu ihr auf Besuch. Alle machten sich damals lustig über sie, weil sie in ihrem Haus mittlerweile Haftentlassene einquartierte und betreute. Ständig wurde dort gestohlen, und meine Verwandten konnten nicht verstehen, warum die Tante solch einen Klopfer hat. Das kommt mir irgendwie sehr bekannt vor.

Es klopft, der Zivildienstler kommt herein. Er berichtet, im Vorraum sitze ein Mann, der übers Wochenende dringend einen Platz zum Schlafen braucht, bevor er am Montag nach Traiskirchen muss. Frau Bock bedeutet ihm, im Caritasheim Braunspergengasse anzurufen, die hätten einen Kellerraum, wo ein paar Matratzen liegen. Dort sei es zwar genauso unwohnlich wie hier, aber ein Dach über dem Kopf sei es auch. Der Zivi geht, Frau Bock ruft ihm nach, im Notfall solle der Mann eben im Büro schlafen, wenn die Caritas ihn nicht nehme. Wäre ja nicht das erste Mal, dass hier Leute übernachteten.

Ich glaube nicht, dass ich damals ein Einzelfall war. Viele Kinder hatten kaum Bezug zu ihren Eltern. Die der Bessergestellten wurden in der Regel von Dienstmädchen großgezogen, die ärmeren Kinder hatten unter der Strenge ihrer hart arbeitenden Eltern zu leiden. Die Zeiten waren kälter damals. Die alten Nazis auf der einen, die streng Katholischen auf der anderen Seite – so war damals die Mehrheit der Leute. Und das steckte wohl auch in den Familien, denn wie könnte man es sich sonst erklären, dass Kinder ihre eigenen Eltern bei den Nazis vernaderten? Ich erinnere mich an viele solcher kranken Geschichten.

Mein Vater hatte eine Schwester, Tante Anni, deren Tochter – sehr christlich aufgewachsen – 1945 in ein Kloster in Bad Ischl eintrat. Der Vater war im Bombenhagel auf Linz umgekommen,



und die Mutter war so grauslich zu dem Mädchen, dass es sich vor lauter Gram in die Arme der Kirche schmiss. Tante Anni schaffte es, den Verbleib ihrer Tochter immer geheim zu halten, so sehr genierte sie sich dafür. Jahre später trat meine Cousine aus dem Orden wieder aus, konnte ihre Freiheit aber nicht mehr lange genießen, da sie im zarten Alter von nicht einmal 50 Jahren einen Schlaganfall erlitt. Das war wohl die Aufregung über diese Verleugnung, all die Zeit hinweg. Bis heute verstehe ich nicht, wie meine Großmutter – eine sehr nette Frau, die fast 100 Jahre alt wurde und bis zum Schluss hellwach gewesen ist – solche Kinder haben konnte.

Mein Vater starb im Alter von 59 Jahren an Alzheimer. Damals sagte man Gehirnschwund dazu, ein grausliches Wort, aber treffend. Es war ein langes, mühsames Sterben, das unauffällig begann. Mein Vater war ein gescheiter Mann, der meist in Schachtelsätzen sprach. Immer öfter passierte es, dass er, wenn er am Abend genervt von der Arbeit erzählte, vergaß, womit er angefangen hatte und das Zeitwort nicht mehr richtig setzen konnte. Er ist eben übernervös, dachten wir nur. Als seine Berichte aber immer unverständlicher wurden und er selbst daran zu verzweifeln begann, wurde klar, dass etwas nicht stimmen konnte mit ihm. Ich arbeitete damals schon in Biedermannsdorf und erinnere mich noch gut an einen Abend, an dem ich hundemüde von der Schicht nach Hause kam. Mein Vater kam mir entgegen, und wir begannen eine kleine Debatte über irgendeine Nichtigkeit. Nach einer Weile schien das Gespräch beendet, mein Vater drehte sich um und ging. Im Türrahmen seines Zimmers blieb er abrupt stehen, wandte sich wieder zu mir um und begann die ganze Geschichte von vorne, als hätten wir noch kein einziges Wort gewechselt. Ich stand nur da im regennassen Mantel und hätte mir gerne einen Kaffee gemacht.

Als er immer öfter vergaß, das Gas abzdrehen, nachdem er sich das Essen gewärmt hatte, beschloss meine Mutter, einen Pflegeplatz für ihn zu suchen. Anfangs war er noch in einem riesigen Schlafsaal im Heim auf dem Rosenhügel untergebracht, mit mindestens 40 Betten, eines nach dem anderen, in mehreren Reihen. So waren die Altersheime damals. Später übersiedelte er in einen der sogenannten Birkmayer-Pavillons, wo es kleine Wohneinheiten gab und sich die, denen es besser ging, um jene kümmerten, die schlechter beisammen waren. Es gab einen Patienten, der meinem Vater immer das Essen brachte und der nur eine Woche nach seinem Tod selbst verstarb – wohl weil er keine Aufgabe mehr hatte. Das Herz meines Vaters war stärker gewesen als seine Krankheit, und so hatte es noch eine Weile gedauert, bis er gehen konnte. Am Ende war er nicht mehr in der Lage, sich zu artikulieren und war kaum mehr wiederzuerkennen. Eigentlich hat er nur noch geatmet. Ich war die letzte, die ihn noch gesehen hat, zwei Tage vor seinem Tod.

Im Grunde waren wir damals alle erleichtert und haben sein Dahinscheiden als Erlösung empfunden. Vor allem meine Mutter, die erst Mitte vierzig war und immer sehr unter meinem Vater gelitten hatte, denn er war ein grausamer, selbtherrlicher Mensch gewesen. Zwar hatte er nie die Hand gegen sie erhoben, doch die seelische Härte, mit der er ihr zeit seines Lebens begegnete, war gnadenlos. Etwa nach ihrer Unterleibsoperation. Sie hatte häufig außerhalb der Zeit ihre Monatsblutungen bekommen, eine Untersuchung im Spital hatte ein Myom auf der Gebärmutter ergeben. Das Gewächs wurde entfernt, eine Woche später bekam sie hohes Fieber. Die Hausärztin meinte damals: Das ist eine Grippe. Doch meine Mutter hatte weder Husten noch Schnupfen, dafür einen schmerzenden, geschwollenen Bauch – was war das denn für eine seltsame Grippe? Nun,



dann ist es wohl der Blinddarm, so die Doktorin. Ein OP-Termin sechs Wochen später wurde vereinbart, und bei dieser Operation entfernten die Ärzte nicht den Blinddarm, sondern die Gebärmutter und Teile der Eierstöcke. Alles war verkrebt gewesen. Es hieß, die Entfernung des Myoms habe wohl zu dieser plötzlichen Erkrankung geführt, man habe sozusagen schlafende Hunde geweckt. Meiner Mutter ging es nach dem Eingriff sehr schlecht, ein ganzes Jahr lang lag sie fast nur im Bett, weil sie hormonelle Probleme hatte und ihr Immunsystem völlig darnieder lag. Und wohl auch, weil sie sich kränkte. An dem Tag, als sie vom Spital nach Hause gekommen war und uns berichten wollte, hatte mein Vater nur gemeint: Geh, nimm dich doch nicht so wichtig. Meine Mutter wollte sich immer scheiden lassen, doch mit drei Kindern war das unmöglich. Mit ihm war es schon schwer genug, ohne ihn wäre es gar nicht gegangen.

Das Telefon läutet. Frau Bock schaut auf das Display. Sie kennt die Nummer nicht und hebt nicht ab. Es ist spät abends, und irgendwann sei es genug, meint sie. Es läutet noch eine Weile, dann ist es still im Büro. Nur der Computer brummt. Eine Frage steht im Raum, die gestellt werden will: Hat sie denn ihre Eltern geliebt?

Geliebt habe ich sie eigentlich nicht, meine Eltern. Es war eine Zweckgemeinschaft, nicht mehr. Als meine Mutter im Sterben lag, bin ich sie nicht einmal besuchen gegangen. Niemand hätte etwas davon gehabt. Meine Mutter war geistig schon weit weg, und ich hätte diese Bilder den Rest meines Lebens nicht mehr aus dem Kopf gekriegt. Warum hätte ich das tun sollen? Weil sich das eben so gehört? Nein, also wirklich nicht. Wenn nicht die Gefahr bestanden hätte, dass mich die gesamte Verwand-

schaft künftig nicht mehr grüßt, wäre ich nicht einmal zum Begräbnis gegangen. Ich bezweifle im Übrigen, dass sich in der Urne tatsächlich die Asche meiner Mutter befindet. Beim besten Willen kann ich mir nicht vorstellen, dass im Krematorium immer alles synchron läuft und einem am Ende tatsächlich die sterblichen Überreste der Person überreicht werden, um die man trauert. Das Grab meines Vaters – seine Urne befand sich gemeinsam mit jenen seiner Eltern auf einem Friedhof in Linz – hat meine Mutter aufgelassen, als sie selber achtzig war. Der Sinn, alle heiligen Zeiten dorthin zu fahren und dem Blumentandler jedes Jahr fünftausend Schilling zu bezahlen, wollte sich ihr nicht mehr erschließen.

In den letzten fünf Jahren war meine Mutter nicht mehr ganz bei sich, aber bis zu dem Zeitpunkt hatten wir ein gutes Verhältnis. Meine Geschwister und ich haben sie regelmäßig besucht und auch Ausflüge mit ihr unternommen. Doch zu ihren Enkelkindern mochte sie zeit ihres Lebens kein wirkliches Verhältnis aufbauen. Sie konnte mit Kindern einfach nichts anfangen.

Ich glaube trotzdem nicht, dass mir in meiner Kindheit etwas gefehlt hat, worunter ich später zu leiden gehabt hätte. Es gab damals niemanden in meinem Umfeld, von dem ich mir dachte: Der hat es gut, so möchte ich es auch haben. Es war normal, wie es war.

Im Caritasheim gäbe es doch keinen Platz für den Mann von vorhin, berichtet der Zivildienstler nach erneutem zögerlichem Klopfen. Frau Bock seufzt. Er solle nachher reinkommen, zweimal „Gute Mutter!“ sagen, dann dürfe er eine Matratze haben. Geld hätte sie aber keins mehr für ihn.

